

Schnurrli Lausch

# Mein Leben

---

Memoiren einer Katze

1989 - 2006

## VORWORT

Ich heiße Schnurr. Das sagt zumindest mein Herr. Manchmal hat er auch andere Namen fur mich. Dann nennt er mich Wansti oder Schnurrli, manchmal mit Beinamen wie Schnurrlimonster etc. In Wahrheit heiße ich natürlich ganz anders, hat mir doch meine Mutter meinen wirklichen Namen gegeben. Aber das wird der Mensch, den ich mir erobert habe, nie erfahren. Eine Katze will doch schließlich auch ihre Geheimnisse haben, nicht wahr?

Meine Lebensgeschichte ist nichts Besonderes, ich werde nicht in die Geschichte der Katzen eingehen und wenn ich gestorben bin, wird sich vielleicht mein Mensch einige Zeit an mich erinnern und mit anderen Katzen vergleichen, die er kennen lernt - doch ich zweifle, daß er um mich weinen wird, wenn ich einstmals sein Leben verlasse. Ach, man muss die Dinge nehmen, wie sie sind, und in diesem Leben habe ich mich ihm so unentbehrlich gemacht, daß er mich nicht verstoßen wird. Auf diese Weise habe ich mir eine sichere Unterkunft gesichert, in der es nicht regnet, in der es keine Hunde gibt und in der ich regelmig zu essen bekomme. Meinem Menschen habe ich klar gemacht, daß ich Zärtlichkeit brauche und die bekomme ich auch. Manchmal wünsche ich mir freilich, daß mein Herrli öfters zu Hause wäre, als er ist, denn ohne ihn - ich gestehe es offen ein - ist das Leben doch ein wenig fade.

Zu solchen Zeiten denke ich dann zurück, erinnere mich an das, was ich erlebt habe. Deshalb möchte ich festhalten, was mit mir geschehen ist, seit ich geboren wurde, denn vielleicht kann jemand aus meiner Geschichte etwas lernen.

Schnurrli Lausch

## 2. KAPITEL

Meine Mutter war eine schön getigerte Katze, die mich und meine Geschwister mit großer Zärtlichkeit aufgezogen hat. Ihr verdanke ich, daß ich geworden bin, was ich bin. Und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte - aber wir Katzen schaffen das nicht - ich werde sie nicht vergessen.

Geboren wurde ich in einem Winkel unter der Kellertreppe des großen Hauses, in dem meine Mutter lebte. Ich erinnere mich noch an den großen, weich ausgepolsterten Weidenkorb, in dem ich und meine zwei Geschwister auf die Welt kamen und in dem wir blind zu den Zitzen unserer Mutter krochen, um ihre Milch zu trinken. Ich erinnere mich noch an die Zärtlichkeit meiner Mutter, mit der sie mich schleckte, mir mein Fell reinigte, mich mit ihren Pfoten zu ihren Zitzen schob, die ich, blind, nicht gefunden hätte. Ich erinnere mich an das Gerangel mit meinen Geschwistern um die köstliche Nahrung; ich habe meinen Teil bekommen und sie auch. Ich erinnere mich an die Wärme, die meine Mutter ausstrahlte und an das Glück, das ich empfand, wenn es mir gelang, mich an meine Mutter anzuschmiegen. Nichts Schöneres gab es, als an meiner Mutter herumzuklettern, sich auf sie zu legen, oder auch nur, zwischen ihren Vorderpfoten zu liegen und von ihr zärtlich geleckt zu werden. Und jede Berührung von ihr machte mich glücklich und ließ mich friedlich schnurren.

Ich erinnere mich auch noch - als ich dann zu sehen begann - wie meine Mutter ausgesehen hat: eine große schöne Tigerkatze, das graue Fell unregelmäßig gesprenkelt mit schwarzen Flecken und der Schwanz schön schwarz und grau geringelt. Unter ihrem Mund hatte sie einen weißen Fleck: den habe ich geerbt. Von meinem Vater, den ich nie kennen lernte, habe ich die rötlichen Flecke in meinem grau-schwarz getigerten Fell geerbt und den flauschigen Bauch, den mein Mensch so gerne streichelt.

Meine Geschwister waren weniger schön als ich: meine Schwester war seltsam weiß und orange gesprenkelt mit einem grau-schwarzen Schweif, mein Bruder hatte ein ganz schwarzes Fell mit einem einzigen weißen Fleck auf der Brust. Und obgleich wir miteinander rauffen und ein Herz und eine Seele waren, wenn es darum ging, unsere Mutter oder die Menschenfrau, von der ich gleich erzählen werde, zu ärgern, ich hätte immer gerne auf meine Geschwister verzichtet, hätte ich nur meine Mutter allein für mich gehabt. Es gab nichts, was schöner war, als mit ihr zusammen zu sein.

Bei uns, in dem schönen Haus, das wir Katzenkinder, als wir sehen konnten, allmählich erforschten, lebte auch eine Menschenfrau: groß im Vergleich mit uns, als wir sonst noch niemanden kannten, doch klein unter den Menschen, wie ich heute weiß. Und während die Menschen auf ihren Köpfen dunkle Haare haben, oder gar keine, wie mein Mensch, hatte sie ganz weiße Haare und ging gebückt und jammerte gelegentlich beim Gehen. Und wenn wir Katzenkinder durch das Haus tobten, in dem meine Mutter die Menschenfrau leben ließ, lachte sie manchmal und manchmal machte sie seltsame Geräusche und ließ Tropfen aus ihren Augen fallen. Da erzählte sie uns dann, wenn wir uns um sie versammelten, daß wir in unserer Tollpatschigkeit

und Fröhlichkeit sie an ihren Menschensohn erinnerten, den man weit in der Vergangenheit in ein fernes Land gesandt hatte, fremde Menschen zu töten, und der seither nicht zurückgekehrt war, obgleich all seine Kameraden schon vor vielen Jahren zurückgekommen waren. Da fühlten wir Katzenjungen ihr Leid, ohne es zu verstehen, und strichen ihr um die Beine und leckten ihre Hände, um sie zu trösten, doch ich denke, das ist uns nicht gelungen.

### 3. KAPITEL

Drei Monate waren wir alt, da geschah das Unvorstellbare: unsere Mutter kam von ihrem täglichen Ausflug, nicht mehr zurück. Zur üblichen Zeit warteten wir im Garten, unbesorgt und hoffnungsfroh, denn immer brachte sie uns Leckerbissen in Form von toten Mäusen, die eine willkommene Zubeiße zu unserem Essen waren, mehr noch aber ein Spielzeug, das wir spielerisch zerfetzten. Unsere Mutter kam nicht immer regelmäßig heim und in den letzten Tagen war sie müde und zerzaust, wenn sie heimkam. "Mein Gott, sie ist schon wieder rollig", hatte die Menschenfrau gesagt und ein wenig abschätzig gelacht. "Ihr Kleinen seid noch nicht einmal entwöhnt, und sie geht schon wieder mit einem Kater ins Bett", doch wir hatten nicht verstanden, was sie meinte.

Als wir am Abend vor Kummer miauten, ging die Menschenfrau unsere Mutter suchen und nach einiger Zeit kam sie zurück, unsere arme Mutter, der die Därme herausgingen und der Kopf ganz flachgepresst war, am Schwanz haltend. Zu unseren Füßen legte sie sie nieder und wir schmiegt uns an unsere Mutter, wissend, das war nicht mehr unsere Mutter, sondern ein kaltes Stück Fleisch, und unsere Mutter würde uns niemals mehr zärtlich liebkosten.

In einer Ecke des Gartens, hinter den Holunderbüschen, grub die Menschenfrau eine flache Grube in die weiche Erde und legte unsere Mutter da hinein und schaufelte die Grube zu, während wir drei Katzenkinder uns vor der Grube versammelten. Dann ging sie weg und wir waren allein - ohne unsere Mutter.

Ich weiß, daß die Menschenfrau sich redlich bemühte, uns die Mutter zu ersetzen und in mancher Hinsicht ist ihr das sicherlich auch gelungen: des Nachts lagen wir neben ihr und auf ihr in ihrem Bett und spürten ihre Wärme, so, wie wir das warme Fell unserer Mutter verspürt hatten. Und am Tage fütterte sie uns und ihr Fressen war eine willkommene Abwechslung zur Milch aus den Zitzen unserer Mutter. Wahr ist auch, sie uns streichelte und wir saßen in ihrem Schoß oder auf ihrer Schulter. Wenn sie die Zeitung auf den Tisch legte, um sie zu lesen, versammelten wir uns in ihren Armen auf der Zeitung und hinderten sie am Lesen, was sie mit seltsamen Geräuschen quittierte. Weggeschoben hat sie uns nie.

Eines Morgens aber, als sie uns wie üblich in drei Schälchen die Milch vorsetzte, roch sie ganz anders als sonst und am Vormittag fiel sie beim Gartentor zusammen, seufzte, streckte sich und blieb unbeweglich liegen. Gegen Mittag sah sie ein fremder Mensch so liegen, während wir drei Katzenkinder uns um sie versammelt hatten, und lief davon. Danach kamen andere Menschen, die mit lauter Stimme irgendwelche

Anordnungen erteilten, unsere Menschenfrau auf eine Trage legten und davontrugen. Sie verschlossen das Haus und uns drei Katzenkinder, die wir uns vor die Haustür gesetzt hatten, vertrieben sie mit lauten Rufen und mit Steinen, die sie nach uns warfen. Da liefen wir davon, versteckten uns in den Büschen rund um den Garten und warteten, bis es wieder still geworden war. Als es im Garten so ruhig geworden war, wie niemals vorher, schlichen wir zur Haustür, doch die Haustür war verschlossen. Auch das Fenster, das immer halb offen stand, damit wir unser Haus ungehindert betreten oder verlassen konnten, hatten die fremden Menschen verschlossen und uns drei kleine Katzentiere damit aus unserem Haus ausgesperrt, aus unserem Paradies vertrieben. Und unsere Menschenfrau hatten sie weggefahren und sie brachten sie niemals mehr zurück.

Wir waren allein auf uns gestellt und niemand liebte uns.

#### 4. KAPITEL

Obgleich ich es damals noch nicht wußte, endete doch an diesem Tage meine Kindheit und begann mein Leben als erwachsene Katze. Vorbei war die Zeit, als wir in dem großen Haus herumtobten, vorbei die Zeit, als wir uns an die Menschenfrau anschmiegten, von ihr mit Erdäpfelschalen und den gekochten und geschnetzelten Herzen irgendeines Tieres gefüttert wurden und nie Hunger hatten, vorbei auch die Zeit, als wir jeden Morgen ein Schüsselchen mit Milch vor die Haustür gestellt bekamen und glücklich schmatzten.

Nun mußten wir uns um uns selber kümmern, weit herumstreifen, in den Wiesen nach Mäusen suchen und anderem Getier, was uns allen schwer fiel, gab es doch in diesem Sommer wenig Mäuse und nur von den selbst erlegten Mäusen leben, füllte unsere Mägen auf Dauer nicht. So kamen wir immer wieder zum Haus zurück, doch ach, unsere Menschenfrau kam nicht mehr heim und das Haus blieb verschlossen. Jammernd saßen wir oft auf den Stufen, die zur Eingangstür hinaufführten und duckten uns hinter das aufgestapelte Brennholz, wenn es regnete.

Der Sommer ging zu Ende, wir waren hungrig, die Nächte waren kalt, und obgleich wir drei Geschwister uns eng aneinander duckten, richtig warm wurde uns dennoch nicht. Auch gelang es uns nicht, anderswo in einem Haus unterzuschlüpfen, denn die dort lebenden Katzen vertrieben uns, und ich konnte es ihnen nicht einmal übel nehmen, denn sie fürchteten offenbar um ihre guten Plätze und für sie waren wir eine lästige Konkurrenz. Gab es aber in einem Haus keine Katzen, kamen wir auch nicht unter: vielfach verjagten uns die dort lebenden großen Menschen und sogar die kleinen Menschen warfen Steine nach uns.

Mir wurde klar, daß wir so nicht weiterleben konnten und ich beschloss, in dem großen Haus jenseits der Wiesen, zu dem ich auf besonders weiten Streifzügen schon einmal vorgedrungen war, mir einen Menschen zu erobern. An einem kühlen regnerischen Tag entschloss ich mich spontan, meine Geschwister zu verlassen. Den Ausschlag gab, daß ich im hohen Gras nach langer, beschwerlicher Jagd ein hüpfendes und quakendes Tier erlegt hatte und, kaum hatte ich ein übel schmeckendes Hinter-

bein aufgefressen, fielen meine Geschwister voll Hunger über mich her und machten mir die Beute mit Erfolg streitig. Sie gebärdeten sich dabei wie zwei Wilde, fauchten und kratzten und bissen, als wäre ich ihr ärgster Feind, bloß, weil ich etwas zu essen hatte. War ich etwa nicht hungrig?

Das große Haus erwies sich leider nicht ganz als das, was ich mir erhofft hatte. Die Menschen dort waren nicht freundlich, keiner liebte mich, keiner gab mir Futter, von Milch schon gar nicht zu reden. Aber immerhin war es dort trocken und im Keller gab es fette Mäuse, die so ungeschickt waren, daß es mir nicht allzu schwer fiel, sie zu erjagen. Wenigstens war ich weniger hungrig als vorher; doch meine Geschwister gingen mir ab und so saß ich oft in einem Winkel und miaute kläglich - doch kein Mensch hörte auf meine Klagen.

In dem Haus lebten viele fremden Menschen, die stets nur einige Tage blieben, und an deren Stelle andere fremde Menschen kamen. Gelegentlich streichelten sie mich, doch mit der Menschenfrau, die in unserem Haus gelebt hatte, waren sie alle nicht zu vergleichen. Aber wenigstens warfen sie keine Steine nach mir.

An einem kühlen Abend war ich ganz niedergeschlagen. Es regnete, ich war auf meiner täglichen Wanderung nass geworden, ich hatte kein weiches Lager und niemanden, an den ich mich anschmiegen konnte, wie wir Katzen es so gerne tun. So setzte ich mich vor die Eingangstür zum Wohnteil des großen Hauses, hoffend, daß ein spät heimkehrender Gast mich einlassen werde. Ich hatte Glück: Lachend und jaulend kam eine Gruppe Menschen heim, ein Mann streichelte mich, während eine Frau zurückschrak und ausrief: "Um Gottes Willen, ich leide unter einer Katzenallergie", was immer das auch sein mag. Aber immerhin, im allgemeinen Trubel gelang es mir, zwischen den vielen Menschenfüßen in das Haus zu gelangen. Ich huschte in den ersten Stock hinauf, schoss den langen Gang entlang und versteckte mich hinter einem großen Blumentopf. Und während die Menschen noch überlegten, wo denn die kleine Katze hingekommen sei, rollte ich mich auf dem weichen Teppichboden neben einem Heizkörper, der wohlige Wärme ausstrahlte, zusammen und versank in süßen Katzenschlummer.

Am Morgen freilich wurde mir recht kühl und hungrig war ich auch. Als ich den langen Gang entlang schlich, mit seinen vielen Türen rechts und links, die zu den Zimmern führten, in denen die Menschen schliefen, öffnete sich eine Tür und ein Menschenmann trat heraus. Ich trabte auf ihn zu und jammerte probenhalber herzerreißend. Er verhielt sich erfolgversprechend, ließ sich auf die Knie nieder und begann, mich hinter den Ohren zu kraulen. Nicht nur war das angenehm, es gab zu den schönsten Hoffnungen Anlass. So schnurrte ich so laut als möglich, warf mich vor Begeisterung auf den Teppichboden und leckte diesem Menschen die Hand, mit der er mich streichelte. Das war ihm offenbar unangenehm, also ließ ich es bleiben, obgleich er so gut salzig schmeckte. Als er sich erhob, um weiterzugehen, lief ich ihm jammernd nach und hatte Erfolg: er setzte sich in ein auf dem Gang stehendes Fauteuil und ich sprang ihm auf den Schoß und rollte mich dort probenhalber zusammen. Er verhielt sich wie erwünscht, begann mich zu kraulen und ich schnurrte kräftig vor mich hin. Es war ja auch wirklich angenehm, nach so langer Zeit wieder von jemanden richtig gekrault zu werden. Als er es offenbar müde wurde, wie mir schien, mich zu kraulen, machte ich mein kleines Kunststückchen, dessentwegen meine Geschwister mich immer als Schmeichelkatze beschimpft hatten: Ich stellte mich ihm auf den Schoß, warf mich an seine Brust, legte ihm die Pfoten an den Hals und begann ihm den Hals zu schlecken. Da er um das Kinn ein Fell hatte, reinigte ich dies mit meiner

Zunge gründlich, was mir richtigen Spaß machte, weil es ebenfalls so herrlich salzig schmeckte wie vorher seine Hand. Irgendetwas habe ich dabei aber falsch gemacht, denn er schob mich vorsichtig weg und ich beschloß, bei gegebener Gelegenheit einen neuen Versuch zu unternehmen.

Als er aufstand und zur Treppe ging, folgte ich ihm und das schien ihm zu gefallen. Also begann ich wiederum zu jammern. Er redete auf mich ein und ich gewann den Eindruck, daß er mich mochte. Also lief ich mehrmals rund um seine Füße, streifte ihn jedes Mal mit meinem Schwanz und sein Ton wurde noch freundlicher als er ohnehin schon geworden war.

Am Fuß der Treppe angelangt, öffnete er die Haustüre und ging hinaus. Er hielt sie auch mir offen, für den Fall, daß ich hinausgehen wollte, was doch ausgesprochen freundlich war; dennoch beschloß ich, nach einem Blick nach draußen, im Haus zu bleiben, regnete es doch und drang kalte Luft herein. "Also dann nicht", sagte er und schloss die Tür, mich in der menschenleeren Eingangshalle zurücklassend. Ich setzte mich auf den kalten Steinboden und überlegte: Da war ein Mensch, der mich streichelte, der mit mir redete und der gut roch: offenbar mochte er Katzen. Aber würde er eine nehmen wie mich? Ich war ja nicht gerade hässlich, meiner Mutter ähnlich, denke ich. Aber vielleicht hatte er schon eine Katze, wenn er auch nicht so roch, wie ich mich vergewissert hatte.

Als er nach einigen Minuten wieder zurückkam und sich mit einer Zeitung auf eine Sitzbank in der Halle setzte, sprang ich ihm neuerlich auf den Schoß, kroch unter der Zeitung durch und legte ihm wie vorher die Pfoten um den Hals und schmiegte mich mit dem Kopf an seine Brust. Obgleich es mir leicht gewesen wäre, ihm sein Gesichtsfell zu schlecken, unterließ ich es diesmal, weil es ihm vorher offenbar nicht gefallen hatte. Statt dessen begann ich laut zu schnurren und das fiel mir auch gar nicht schwer, weil er mich prompt zu kraulen begann und dies so wohlig war, daß ich mich in seinem Schoß zusammenrollte und die Augen schloss. Als dann die übrigen Menschen in die Halle kamen, versammelten sie sich alle um meinen Menschen - und um mich - und gaben gurrende Geräusche von sich, ja, einige berührten mich mit ihren Händen, doch ich reagierte mit Absicht nicht. Ich wollte ja - dazu hatte ich mich in der Zwischenzeit entschlossen - diesen einen Menschen erobern und nicht irgendwelche Leute. So schien es mir günstiger, auf diese Leute gar nicht erst zu reagieren, sondern mich nur wohlig hinzugeben, wenn dieser eine Mensch mein Fell reinigte (was er wohl unter seinem Streicheln verstand).

Kurz überlegte ich, mich an einen anderen Menschen heranzumachen, welcher sich mit dem von mir erwählten Menschen gut zu verstehen schien, doch ich entschied mich dagegen, obgleich auch er sehr freundlich zu mir war. Mein Mensch nämlich roch überhaupt nicht nach Katze (der andere schon) und so bot er mir mehr Gewähr als der andere, daß ich regelmäßig gefüttert werden würde und keine Konkurrenz einer anderen Katze fürchten mußte. Gefüttert hatten sie mich allerdings beide noch nicht und so begann ich herzerreißend zu klagen. Mein Mensch meinte schließlich, daß ich vielleicht Hunger hätte und ich begann sogleich, noch viel lauter zu miauen, ja, ich übertraf mich selbst, indem ich zusätzlich noch den Kopf schräg legte und erwartungsvoll mit dem Schwanz wedelte. Auch rollte ich mich neuerlich auf dem Schoß meines Menschen zusammen und versuchte, möglichst arm dreinzusehen.



Sie holten mir aus der Küche, aus der mich die Köchinnen immer vertrieben hatten, eine Schale mit angewärmter Milch, nachdem sie sich noch überzeugt hatten, daß die Milch nicht zu heiß sei. Ach, wie lief mir das Wasser im Munde zusammen und wie glücklich lief ich meinem Menschen nach, als er mir die Tasse mit Milch in eine Ecke stellte, damit ich ungestört trinken konnte. So gut hat mir die Milch mein ganzes Leben nicht geschmeckt wie an diesem Morgen.

## 5. KAPITEL

Danach verschwanden sie alle in einem großen Raum und schlossen die Türe vor mir zu. Aber einigermaßen gesättigt, machte mir das nicht viel aus, bot es mir doch die Gelegenheit, daß große Haus zu erforschen, nachdem ich nun einmal da war. Ich muß nämlich zugeben, eine meiner bezeichnendsten Eigenschaften ist meine furchtbare Neugierde. Im Erdgeschoß gab es nicht viel zu erforschen, also stieg ich über die Treppe ins Obergeschoß hinauf, fand dort einige Räume, deren Türen geöffnet waren. Diese Räume erforschte ich, doch leider gab es nicht viel, das mich interessierte. Ich muß dabei ein wenig unaufmerksam gewesen sein, denn der Herr des Hauses, ein älterer, glatzköpfiger Mann mit finsterem Gesicht und einer furchtbar lauten Stimme, der mich schon in den vergangenen Tagen mehrfach aus dem Haus geworfen hatte, erwischte mich, trieb mich in eine Ecke, nahm mich in seine Arme, aber nicht zärtlich wie mein Mensch es getan hatte, und warf mich, vor Wut brüllend, durch ein offenes Fenster auf den Parkplatz vor dem Haus. Glücklicherweise landete ich in einem Blumenbeet, so daß ich mich nicht verletzte.

Jetzt aber hieß es aufpassen, damit ich nicht meinen Menschen verlieren würde. So setzte ich mich gegenüber dem Eingang zum Hof des Hauses unter ein Auto, einerseits, um vor den Blicken neugieriger Menschen, andererseits, um vor dem Regen geschützt zu sein. Ich hatte Glück: als ich enttäuscht fast schon meine Wache aufgeben wollte, erschien mein Herr in der Tür, sich suchend umblickend, wie mir schien. Jetzt oder nie, dachte ich mir, und miaute jämmerlich. Er hörte mich, kam zu mir, hob mich auf und streichelte mein nasses Fell. Ach, wie schmiegte ich mich da an ihn, ach, wie miaute ich arm. Ich hatte Erfolg, er nahm mich mit in das große Haus, traf dort den anderen Menschen, der mir auch gefallen hatte. Wie groß war mein Glück, als der Andere, für den Fall, daß mein Mensch mich nicht nehmen würde, sich anbot, mich zu sich nach Hause zu nehmen. Er hatte schon einen Kater, war aber sicher, daß ich mich mit diesem Kater vertragen würde. Ich aber wollte nicht zu Menschen, die schon einen Kater hatten, würde ich doch mein Essen und die Zuneigung dieser Menschen mit dem Kater teilen müssen. So schmiegte ich mich an mein Herrli und leckte ihm vorsichtig die Finger, was er sich gefallen ließ. Er schien sich allmählich zu entschließen, mich zu sich zu nehmen und ich sann nach, wie ich ihm in seiner Absicht bestärken konnte.

Der Zufall kam mir zur Hilfe. Die Menschengruppe machte an diesem Nachmittag einen Ausflug und mein Mensch nahm daran nicht teil. Zwar ließ er mich allein, während die anderen wegfuhr, doch kam er nach einiger Zeit wieder und natürlich hatte ich unter dem Auto auf ihn gewartet. Da nahm er mich neuerlich in die Arme und trug mich in sein Zimmer, wo er eine Packung herrliches Essen für mich öffnete, die



ich, ganz ausgehungert, auf einmal afaß. So gut hatte mir bis dahin noch kein Essen geschmeckt und die größte Freude war, daß, als ich hoffnungsfroh miaute, er eine weitere Packung öffnete und ich essen konnte, bis ich keinen Bissen mehr hinunter brachte.

Danach wurde ich sehr müde, und als mein Mensch ein Buch zur Hand nahm und sich ins Bett legte, um zu lesen, hüpfte ich auf die Tuchent und rollte mich, auf ihm liegend, ein und schlief augenblicklich ein.

Als ich erwachte, lag ich noch immer auf der Tuchent, doch mein Mensch stand am Fenster und sah hinaus. Also stand ich auf und ging zu ihm und versuchte auch hinauszusehen, doch leider war das Fenstersims zu hoch, sodaß ich nicht hinaussehen konnte. Doch Herrli, wie ich ihn von da an nannte, nahm mich hoch und ich kuschelte mich schnurrend an ihn. Da sagte er mir, er werde mich mit in die Großstadt nehmen und gut zu mir sein. ICH WAR AM ZIEL!

## 6. KAPITEL

Die Nacht mit dem Herrli war schön. Ich konnte mich auf die warme Bettdecke legen, unter der er schlief und die angenehm warm und weich war. Niemand störte mich, als ich meinen Platz einnahm. Ich konnte ungestört auf der Niere meines Herrlis liegen, ohne daß mich eines meiner Geschwister wegzuschubsen versuchte, weil auch sie teilhaben wollten an der Wärme des menschlichen Körpers. Allerdings machte Herrli rasselnde Geräusche, solange er schlief und es war gar nicht einfach für mich, einzuschlafen. Der Schlaf war auch sonst nicht ungestört: Herrli wälzte sich mehrmals des Nachts von einer Seite auf die andere und jedes Mal wurde ich aufgeweckt. Aber was soll's: ich habe es hingenommen. Was blieb mir auch übrig: noch war ich nicht von Herrli mitgenommen worden, also hieß es artig sein, wenn ich ihm auch ganz gerne einen Pfotenhieb versetzt hätte.

Der Morgen wurde hektisch; Herrli gab mir zwar wieder zu fressen und auch das Schälchen warmer Milch, das ich so liebte, fehlte nicht. Doch Herrli kam mit einer großen Schachtel und mit viel Klebeband befestigte er auf der Schachtel, die in der Mitte ein großes Loch hatte, ein Leintuch, und das machte mich mißtrauisch. Aber ich war nicht vorsichtig genug. Als der große Mann von gestern zu Herrli kam, strich ich unvorsichtig um seine Beine, um ihm zu zeigen (mehr noch aber dem Herrli), daß man sich um mich bemühen muß. Der große Mann freilich nahm mich in die Arme, hob mich hoch, und ehe ich noch kratzen konnte, saß ich schon in der Schachtel, auf die sie den Deckel schoben.

Das paßte mir nun gar nicht; ich jammerte mit aller Kraft, doch außer begütigenden Worten der beiden Menschen geschah nichts. Oder doch: die Schachtel und ich drinnen wurden hochgehoben, herumgetragen und herumgeschubst und schließlich irgendwo abgestellt, wo es nach Benzin und Kunststoff roch. Wo ich war, wußte ich nicht, denn aus der Schachtel konnte ich nicht hinaussehen. Herrli war da, ich roch ihn, doch allmählich begann ich mich zu fragen, ob ich mir das richtige Herrli ausge-

sucht hatte, oder eines, das Katzen zu Seife kochte, wie meine Mutter uns immer erzählt hatten, wenn wir schlimm gewesen waren.

Es wurde noch schlimmer, denn der Ort, an dem ich mich befand, begann sich nach rückwärts und dann nach vorwärts zu bewegen, Kurven zu beschreiben und zu beschleunigen und langsamer zu werden. Das alles abwechselnd und unvorhersehbar für mich kleine Katze. Kein Wunder, daß ich kläglich miaute und trotz der begütigenden Worte des Herrlis begann, einen Ausweg aus meinem Kerker zu suchen. Wie sich zeigte, war das gar nicht so schwierig, wie ich mir vorgestellt hatte: denn die Klebebänder, mit denen sie das Tuch über das Loch in der Schachtel geklebt hatten, klebten glücklicherweise nicht fest auf dem Karton der Schachtel. Als ich erst einmal, trotz drohender Worte von Herrli, eine Pfote im Freien hatte, war der Rest nicht schwierig: erst streckte ich den Kopf aus der Schachtel, und danach zog ich meinen Körper nach und war frei. Ich war richtig glücklich. Endlich konnte ich mich Herrli auf den Schoß setzen, der in einer seltsam verkrampften Stellung vor einem Rad saß, an dem er gelegentlich drehte.

Herrli allerdings schien es nicht gerne zu haben, daß ich mich ihm auf den Schoß setzte und mehrmals schob er mich zur Seite, zuletzt mit Ausdrücken, die ich mit meiner guten Erziehung bei der alten Menschenfrau gar nicht verstand, die aber gewiss keine Komplimente waren. Einmal blieben wir sogar stehen und er bückte sich unter das Lenkrad, denn es war mir gelungen, mich auf seine Füße zu setzen, und war mich geradezu auf den Sitz neben ihm, als sei ihm gar nicht recht, daß ich ja bloß zu seinen Füßen sitzen wollte. Und gar nicht recht war ihm, als ich durch die Speichen des Rades auf das Brett mit den vielen Instrumenten kletterte, um hinauszusehen auf die Straße, die mir ganz fremd war.

Da der Klügere aber nachgibt, einigte ich mich mit ihm: den Rest der Reise döste ich auf dem Beifahrersitz, und immer, wenn ich vorgab, aufstehen zu wollen, streichelte er mich so lange, bis ich wohligh in den Sitz zurücksank.

Schließlich war unsere Reise zu Ende. Herrli nahm mich ungeschickt in die Arme und durch eine Straße, in der so viele Menschen waren, daß ich sie gar nicht zählen konnte, trug er mich in sein Haus und in den zweiten Stock, wo er sein Revier hat, ehe ich es von ihm übernommen habe. So ungeschickt war Herrli, daß er eine fremde Menschenfrau bitten musste, ihm die Tür zu seiner Wohnung, wie er sein Revier nannte, aufzusperren, während er mich festhielt. Dabei wäre ich ihm ja unter keinen Umständen von der Schulter gesprungen, denn einerseits war ich auf die Wohnung neugierig, andererseits, wohin hätte ich denn gehen sollen in dieser fremden Stadt?

In der Wohnung ließ er mich allein und ging, aus dem Auto etwas zu holen, was er Katzenklo nannte. Ich aber erforschte zunächst vorsichtig die Wohnung, die mir nicht schlecht gefiel. Dabei überfiel mich allerdings ein Drang, dem ich nicht widerstehen konnte. Wiese gab es hier freilich weit und breit nicht und so verrichtete ich mein Geschäft auf einem weichen Gegenstand, der auf dem Boden lag und einer Wiese noch am ähnlichsten war. Herrli freilich schien das gar nicht zu passen, als er zurückkam. Er machte würgende Geräusche, als er mein Geschäft vom Teppich (so hieß das Ding) wegputzte. Ich hörte sie damals zum erstenmal, doch seit ich bei ihm bin, höre ich diese Geräusche fast jeden Tag, wenn er mein Katzenklo putzt am Morgen und ich höre ihm dabei jedes Mal mit großen runden Augen zu.

## 7. KAPITEL

Am Nachmittag ist dann Flauli gekommen. Ich war ganz aufgeregt und habe versucht, mich trotz meiner Angst (wie würde denn Flauli auf mich reagieren) von meiner besten Seite zu zeigen. Als es an der Tür läutete, lief ich also nicht in den hintersten Winkel der Wohnung, sondern trabte tapfer mit Herrli mit, der zur Tür der Wohnung ging. Es gelang mir sogar, den Schwanz wagemutig in die Höhe zu stellen, obgleich mir gar nicht wagemutig zu Mute war. Ich stellte mich hinter Herrli auf und lugte mutig hervor, als Herrli die Tür öffnete und Flauli hereinkam.

Ich war angenehm überrascht. Flauli kniete sich nieder, lockte mich zu ihr und ich nahm meinen Mut zusammen und ging zu ihr. Ich umkreiste sie, rieb mich an ihr, die sie richtig gut roch und sie streichelte mich, was ein wirklich angenehmes Gefühl war. Anschließend nahm sie mich in die Arme und hob mich hoch, so daß ich bei ihr Fellpflege machen konnte, obgleich sie, ich muss es schon sagen, im Vergleich zu Herrli kein nennenswertes Fell im Gesicht hat. Aber ich gab mein Bestes und als Belohnung wurde ich von Flauli gestreichelt und das gefiel mir so ausnehmend gut, daß ich gleich wie wild zu schnurren begann. Das wieder beeindruckte Flauli derart, daß sie mich in der ganzen Wohnung herumtrug, gefolgt von Herrli, der mich auch streicheln durfte. Als sie mich absetzte, tat ich enttäuscht, obgleich ich, ich geben auch das zu, eigentlich recht froh war, war mir doch mein rechter Hinterfuß eingeschlafen und hatte ich mich nicht getraut, von Flauli herunterzuspringen, aus Angst, sie konnte meinen, daß ich sie nicht mochte. Dennoch wollte ich nicht zugeben, daß es mir recht wäre, und legte mich auf die Seite und jammerte ganz beträchtlich. Wie freute ich mich, daß sie mir auf meinen kleinen Trick nicht draufkamen und sich beide um mich versammelten, um mich zu streicheln. Wie gut mir das tat! Wieder schnurrte ich mit voller Kraft und hatte die Freude, daß sie mir Brekkies gaben, die herrlich schmeckten.



Danach setzten sich Flauli und Herrli in die Fauteuils im Wohnzimmer und ich rollte mich auf Flaulis Schoß zusammen und schnurrte und wurde prompt von ihr gestreichelt. Es war ja wirklich angenehm, aber nach einiger Zeit dachte ich, daß vielleicht Herrli eifersüchtig werden würde, wenn ich allzu lange bei Flauli bliebe, und so stand ich auf und kletterte über den Couchtisch zu Herrli, dem ich mich auf die Brust warf und ihm sein Fell pflegte, was Flauli zu großen Gelächter ermunterte. Da sie mir so

gut aufgelegt schien, sprang ich wieder zu ihr und wurde auf die angenehmste Art gestreichelt. Auch erzählte Flauli von einer anderen Katze, die sie einmal gehabt hatte und daß ich sie an diese andere Katze, die ihr leider gestorben war, erinnerte.

Als mir bei all dem Kraulen und Zusammenrollen und friedlich Dreinschauen alle Füße eingeschlafen waren, stand ich auf und lief in die Küche, nicht ohne mehrfach stehenzubleiben, ein wenig zu jammern und wieder weiterzugehen, als ich sah, daß die beiden Menschen sich erhoben und mir folgten. An der Stelle, an der Herrli mich vorher gefüttert hatte, setzte ich mich hin und schaute recht arm drein. Ich hatte zwar noch keinen rechten Hunger, aber ich wollte doch zeigen, daß ich regelmäßig Nahrung brauchte und daß sie beide sich darum kümmern sollten, mir Essen zu geben.

Wiederum hatte ich Erfolg und bekam, diesmal von Flauli, eine Portion Futter in Form eines Stückes zerkleinerten Hasens, der in einer köstlichen Soße schwamm, die ich gleich aufschleckte.

Als die beiden Menschen dann wieder ins Zimmer zurückgingen, folgte ich ihnen sogleich und setzte mich im Zimmer auf den großen Tisch. Bei all dem Streicheln und Herumtragen war mir mein Fell ganz lästig zerzaust worden und ich musste es jetzt wieder in Ordnung bringen. Freilich, sie ließen mich nicht in Ruhe, stellten sich an den Tisch und gaben, wie alle Menschen, die ganze Zeit seltsame Geräusche von sich; ihre Stimmen klangen allerdings recht freundlich und ich nahm es eben hin. So war es auch bei unserer alten Frau gewesen. Flauli begann mich wieder zärtlich zu kraulen, was ich mir gern gefallen ließ. Herrli tat es ihr allerdings nach und das gefiel mir schon weit weniger, weil Herrli mich gegen den Strich kraulte und mir mein sorgsam geputztes Fell ganz durcheinander brachte. Also blieb mir nichts übrig, als einen seiner Finger ganz sachte in meinen Mund zu nehmen und meine Zähnnchen an ihm auszuprobieren, was Herrli mit einem seltsamen Geräusch quittierte. Flauli lachte herzlich und zeigte mit dem Finger auf ihn.

Endlich setzten sie sich wieder in ihre Fauteuils. Ich kletterte daher dem Herrli unverzüglich auf den Schoß und legte mich auf seinen Bauch und rollte mich zusammen. Diesmal streichelte er mich in der richtigen Weise und sogar die Stellen hinter den Ohren, an denen ich so gerne gestreichelt werde, weil ich da mit meinen Pfoten so schlecht hinkomme, vergaß er nicht. Da tat ich wieder ganz fröhlich und schnurrte glücklich vor mich hin.

Danach gingen sie schon wieder in die Küche, gerade, als ich begonnen hatte, wohl und warm wie mir war, ein kleines Nickerchen zu machen und ich dachte an die alte Frau zurück, die immer so lange im Fauteuil gesessen hatte. Freilich, ich durfte nicht unbescheiden sein, denn einerseits fühlte sich Herrli bedeutend weicher an als sie, deren Knochen man deutlich spürte, und andererseits brauchte ich den Platz nicht mit meinen Geschwistern zu teilen, sondern hatte ihn allein, ja, in Wahrheit, ich konnte mir sogar aussuchen, bei welchem von den beiden Menschen ich sitzen wollte.



In der Küche begannen sie eine Reihe von Tätigkeiten, räumten Schachteln aus dem Kasten, in dem es kalt war, doch als ich an den Schachteln schnuppern wollte, schoben sie mich beiseite. Dann füllten sie den Inhalt der Schachteln in Gefäße, stellten sie in einen Kasten, der zu summen anfang, nahmen nach kurzer Zeit die Schachteln wieder heraus und leerten sie auf Teller, von denen es gar nicht schlecht roch. Also versuchte ich auch meinen Teil von ihrem Futter zu bekommen, obgleich ich ohnehin satt war wie schon lange nicht mehr. Aber wußte ich denn, wann ich wieder etwas zu essen bekäme? Sie lachten, schoben mich weg, aber schließlich gab mir Frauli ein kleines Stück Fleisch, das mir ungewöhnlich gut schmeckte und um mehr betteln ließ, indem ich jämmerlich jaulte. Herrli gab mir daraufhin auch etwas und schob mir schließlich den Teller hin, auf dem noch Reste von Spinat waren, die ich säuberlich aufschleckte: Spinat hatten wir auch schon bei der alten Frau essen dürfen, allerdings war nicht soviel Knoblauch drinnen gewesen wie jetzt: aber sollte ich mich weigern, etwas anzunehmen? Würde ich sie etwa dadurch verärgern? Das Risiko wollte ich nicht eingehen.

Herrli vertrieb dann Frauli aus dem Revier, indem er am Ende des Vorzimmers eine Klappe hinter ihr schloss. Das ängstigte mich sehr: würde etwa ich als nächstes aus dem Revier vertrieben werden?

Doch nichts geschah und ich kam langsam aus meinem Versteck im Nachbarzimmer wieder hervor, wurde von Herrli gelobt und gestreichelt. Also schnurrte ich fleißig, aber lieber wäre es mir schon gewesen, wäre Frauli auch da gewesen. Ein größeres Rudel ist einfach sicherer vor Gefahren und was weiß ich, was in diesem Revier geschehen konnte, vor allem jetzt, wo es außerhalb des Reviers ganz finster geworden war

Herrli begann nun, offenbar ziellos durch unser Revier zu gehen, aber allmählich erkannte ich seinen geheimen Plan: er baute sich ein Nachtlager und mich wollte er anscheinend nicht dabei haben. Da ich die Verhältnisse noch nicht so genau kannte, gelang es ihm, mich zu übertölpeln: und so saß ich plötzlich im kalten Vorzimmer hinter einer verschlossenen Tür und hörte ihn im warmen Zimmer vor sich hinraseln.

Da begann ich heftig an der Tür zu scharren und kräftig zu miauen und zu meiner Freude hörte das Rasseln nach einiger Zeit auf und Herrli kam zur Tür, die er öffnete, worauf ich ins Zimmer schlüpfte und es mir auf seinem Bett gemütlich machte: ganz bescheiden zwar, aber beharrlich, wenngleich ich sorgfältig darauf achtete, daß ihm selbst genügend Platz blieb.



Er redete zwar vieles mit grimmigem Ton vor sich hin und verwendete viele Wörter, die ich nicht verstand, aber schließlich fügte er sich in sein Schicksal und legte sich zu mir ins Bett. Ich machte ihm genau so viel Platz, daß er nicht herausfiel, aber nicht mehr und auf diese Weise drängte er sich an mich und sein großer Körper wärmte mich auf das Angenehmste. Es wurde eine schöne Nacht. Mir schien, ich hatte es in meinem neuen Revier in der Großstadt recht gut getroffen.

## 8. KAPITEL

An einem Sommeranfang bin ich geboren worden; jetzt geht der vierte Sommer meines Lebens zu Ende. Da ist es wohl an der Zeit, über mein bisheriges Leben nachzudenken, die guten und die weniger guten Seiten aufzulisten und Bilanz zu ziehen.

Um es offen zu sagen: Ich glaube, ich habe es gut getroffen, als ich mir mein Herrli ausgesucht habe und mit Flauli, das ich ja erst später kennen gelernt habe, bin ich sehr zufrieden. Ich habe ein sehr schönes großes Revier, ich bekomme jeden Tag eine andere, gut schmeckende Beute von Herrli und manchmal auch noch diesen und jenen Leckerbissen von Flauli zusätzlich; am Morgen setzen sie mir Milch vor, die ich so sehr gerne trinke und des Nachts, wenn ich zu den beiden Großen betteln gehe (nicht daß ich wirklich hungrig wäre, bloß des Erfolges wegen), bekomme ich noch zusätzlich etwas nachgeworfen, was mir von aller Beute am besten schmeckt.

Freilich, manchmal, wenn ich durch mein Revier streiche, denke ich schon noch an meine Kindheit zurück, an meine Geschwister (was aus denen wohl geworden sein mag?) und an die alte Menschenfrau, die eines Tages weggebracht wurde aus unserem Heim, in dem sie mitwohnen durfte. Und auch an die herrlich grünen Wiesen denke ich, an die vielen Käfer, die wir - vergeblich - jagten und an das hohe Gras, in dem wir uns versteckten. In meinem jetzigen Revier wächst Gras nur an einer einzigen Stelle in der Küche (in einem großen Topf) und wenn ich es aufgegessen habe, bringt Herrli neues. Es schmeckt gut, aber die bunten Wiesen mit den vielen Blumen, an denen wir riechen konnten, zwischen denen wir uns versteckten, kann es doch leider nicht ersetzen.

Und Vögel gab's, hinter denen wir hinterherliefen und sie, wenn sie am Boden saßen, zu fassen versuchten. Auch wenn mir niemals gelang, einen einzigen Vogel zu erbeuten (ich war zu klein, zu ungeschickt und zu unerfahren), allein die Vorstellung, einen zu erbeuten, lässt mich sabbern vor Sehnsucht. Im Revier gibt es keine Vögel, eine Zeitlang gab es Küchenschaben, aber die waren ja kein Vergleich und sie schmeckten auch nicht gut, wenn ich dann und wann eine erwischte. Vor dem Revier freilich fliegen schon Vögel herum, Amseln und Spatzen und viele fette Tauben. Auf den Fenstersimsen sitzen sie, die Tauben, und sie gurren und wissen, glaube ich, daß ich sie nicht erwischen kann.

Und einmal, als ich noch jung war, verlockte mich eine zu sehr und ich tat auf dem Fensterbrett einen Schritt zu viel und verlor das Gleichgewicht. Ich erinnere mich noch heute mit Schrecken an diesen Tag, als ich fiel und fiel und fiel und auf dem Gehsteig vor dem Hause aufplumpste und mir an der rechten Vorderpfote wehtat.

Einen scharfen Stich gab es mir, doch es gelang mir, in die Hauseinfahrt zu humpeln, wo ich mein Bein schleckte, bis es etwas weniger schmerzte. Doch am schlimmsten war, daß ich nicht wußte, wie ich wieder in mein Revier kommen sollte. So hockte ich verlassen lange Zeit in der Hauseinfahrt, bis ein Mensch das Haustor öffnete und mich brummend vorbeiließ. So war ich im Haus, doch wie sollte ich mein Revier finden? Ich versteckte mich im Hof hinter einer alten Tür. Vielleicht würde Herrli vorbeikommen und mich heimnehmen.

Ich hörte Flaulis Stimme und sah sie und Herrli eilig das Haus verlassen; ich miaute, doch zu leise und sie nahmen mich nicht wahr. Wie traurig war mir da zumute!

Sie kamen erst am Abend wieder und wiederum miaute ich, ohne daß sie mich hörten. Sie blickten nicht einmal in den Hof, sie schienen mich gar nicht zu suchen. Ich sah sie wiederum das Haus verlassen und nach einiger Zeit zurückkommen. Doch diesmal öffnete Herrli die Hoftür und rief traurig meinen Namen und ich antwortete ihm. Er hörte mich nicht, aber Flauli lächelte glücklich und nahm mich in die Arme, als ich hinter der Tür hervorkam und trug mich in mein Revier hinauf, das ich seither freiwillig nicht mehr verlassen habe. Sie streichelten mich und gaben mir Beute zu essen und ich aß und trank Milch, und vergaß für kurze Zeit den Schmerz in meiner Pfote. Ich war glücklich und ich zeigte es den beiden Großen, indem ich gar nicht von ihnen wegging. Der eine Tag, als ich ganz verlassen im Hof saß, hungrig, durstig und schmerzerfüllt, genügte mir. An jenem Abend war ich, wie die beiden meinten, ganz besonders zärtlich, rieb meinen Kopf an ihnen, gab ihnen Nasenküsse, über die sie wie immer lachten und rollte mich abwechselnd in ihrem und in seinem Schoß zusammen.

Während der Nacht rollte ich mich auf der Bettdecke Herrlis zusammen und schlief glücklich vor mich hin, glücklich, weil ich wieder in meinem Revier war und bei den beiden Großen, die mich versorgten. Den Schmerz in meiner Pfote allerdings vermochte ich auch durch eifriges Schlecken nicht zum Verschwinden zu bringen, wenn ich zwischendurch erwachte.

## 9. KAPITEL

Am Morgen humpelte ich, und, obgleich ich es zu verbergen trachtete, fiel es den beiden Großen auf und sie machten besorgte Gesichter. Flauli nahm mich schließlich in die Arme und, während ich mich noch wohligh ankuschte, ließ sie mich in den Weidenkorb gleiten, in dem sie mich gewöhnlich aus dem Revier hinaustransportierten und dann wurde es immer ungemütlich. Diesmal war es nicht anders: Sie trugen mich auf der Straße eine Weile umher, setzten sich dann mit mir in einen Raum, in dem es fürchterlich nach ängstlichen Hunden roch und schließlich nahm mich ein fremder Mann aus dem Korb und streckte mich auf einem kalten Tisch aus, betastete meine Pfote, während ich mich ängstlich zusammenrollte und verband sie schließlich mit einer weißen Masse, die er Gips nannte. Dann transportierten sie mich wieder in das Revier zurück, ließen mich aus dem Korb heraussteigen und redeten mir gut zu, während ich mit der schweren Gipsmanschette vorsichtige Schritte unternahm. Der Schmerz war viel schwächer geworden; ich konnte jedoch das Bein nicht abbiegen



und humpelte so vor mich hin. Die Großen lachten herzlich, streichelten mich und gaben mir seltsame Namen, Humpelpump oder so ähnlich, weil ich ein solches Geräusch beim Auftreten machte.

Viele Tage mußte ich mit der Manschette durch das Revier gehen, konnte nicht auf den Tisch und auf die Kästchen springen und erreichte gerade noch die Fauteuils. Sprang ich dann auf den Boden, musste ich sehr vorsichtig vorgehen, damit ich mit meiner Pfote nicht auf dem harten Boden als Erstes aufschlug: das tat weh. Doch nach einigen Tagen war der Schmerz verschwunden und die Manschette nur mehr lästig und wie froh war ich, als sie mir an jenem Ort, wo sie mich wieder hingebracht hatten, die Manschette abnahmen. Ein wenig steif war ich noch, aber ich konnte wieder ohne Schmerzen laufen.

Das war mein Sturz aus dem Fenster.

Es wurde überhaupt ein ärgerlicher Sommer.

## 10. KAPITEL

Denn kaum hatten mir der Tierarzt die Gipsmanschette abgenommen und ich war vom Humpelpump wieder zum Schnurrlimonster geworden, wurde ich rollig, wie mein Herrli diesen Zustand bezeichnete. Ich wünschte mir sehnlich einen Kater, aber so sehr ich auch nach einem rief, es kam keiner. So wurde ich kratzbürstig und böse, biss Herrli und Flauli, bot mich ihnen sogar an, indem ich anmutig den Schwanz zur Seite streckte, aber sie machten keinen Gebrauch von meinem Anbot. Eines muss ich nämlich schon sagen: Sie haben, ich muß es eingestehen, sogar gegenüber meiner Mutter einige Vorteile, aber Katzen sind sie leider keine. Ich kann mich auf ihre Bäuche legen und ihnen die Pfoten zärtlich um den Hals geben, ich kann ihnen die Nase zur Begrüßung lecken und ihr Fell pflegen, aber in mancher Beziehung sind sie mit meiner Mutter nicht zu vergleichen. Umso mehr, als sie mich wiederum zu diesen Leuten brachten, wo ich auf den Metalltisch gelegt und mit einem spitzen Gegenstand gestochen wurde, was recht weh tat. Danach fiel ich in Ohnmacht, aus der ich erst wieder erwachte, als ich in meinem Transportkorb lag.

Alles tat mir weh und als ich an mir hinuntersah, erblickte ich meinen nackt geschorenen Bauch mit einer großen Narbe, die juckte und unter der es schmerzte. Dann wurde ich wieder bewußtlos, erwachte erst, als Herrli mich in meinem Korb zurück in mein Revier trug, wo er den Korb öffnete und mich verließ.

Aus lauter Angst, er könnte mich allein lassen, jetzt, wo ich doch so arm dran war, kroch ich mühselig aus dem Korb und fiel um, weil mir so schwindlig war. Herrli kam und kraulte mich am Kinn und ichleckte ihm dankbar die Hand. Als er wieder zu seinem Platz zurückging, an dem er immer saß, versuchte ich, zu ihm zu gehen, doch auf dem Weg zu ihm fiel ich noch mehrmals um, probierte, auf dem Bauch zu ihm zu rutschen und blieb schließlich hechelnd liegen, bis Flauli kam und mir das Fell pflegte. Da leckte ich auch ihr die Hand und freute mich über die Besorgnis in ihrer Stimme. Schließlich brachte sie eine weiche Unterlage, auf die ich kriechen konnte und schob

mich zu ihren Sitzplätzen im Revier, so daß wir uns gegenseitig sehen konnten. Ich war zwar unsäglich müde und schläfrig, aber ich blickte doch immer wieder zu den zwei Großen hinüber, um nachzusehen, ob sie mir auch Aufmerksamkeit schenkten und wirklich, sobald sie merkten, daß ich die Augen öffnete, kamen sie zu mir und streichelten mich ganz sachte, ja, Flauli ging und brachte einige ganz besondere Leckerbissen, die ich noch nie vorher bekommen hatte. Ich war aber so müde, daß ich nur einen einzigen essen konnte und dann einschlief und die Nacht verschlief.

Am Morgen ging es mir schon besser, mein Bauch tat mir immer noch weh, die Narbe juckte, obgleich ich sie regelmäßig leckte, aber die Müdigkeit war vergangen und ich fiel auch nicht mehr um, wenn ich durchs Revier gehen wollte. Nur auf die Sessel und auf den Tisch konnte ich nicht springen, doch Herrli und Flauli legten sich zu mir auf den Boden, so daß wir uns aneinander kuscheln konnten und sie sprachen mit süßen Tönen auf mich ein: offenbar mochten sie mich, obgleich es mir nicht so gut ging.

Tage dauerte es, bis ich wieder springen konnte und der Schmerz in meinem Bauch verging; bis mir die abgeschnittenen Haare nachwachsen, dauerte es noch länger. Was da mit mir geschehen ist, weiß ich nicht, bloß, daß ich seither nie mehr rollig gewesen bin und das auch nicht vermisse.

Kaum war ich einigermaßen wieder beisammen, kam das nächste Unglück: Herrli und Flauli waren schon einige Tage irgendwie unruhig, packten Sachen in Behälter und benahmen sich seltsam, was mich verstörte. Flauli redete immer auf mich ein, ein tapferer Schnurrli zu sein, doch will ich eigentlich kein tapferer Schnurrli sein, ich will mein Revier, mein Essen und die Geborgenheit bei meinen Großen: sonst will ich nichts. Aber es nützte nichts, Flauli sprach eines Morgens mit sonderbar falschem Unterton zärtlich auf mich ein, nahm mich in die Arme, was ich so gerne habe normalerweise, diesmal aber nicht, denn mir schwante Böses. Und ich hatte mich nicht geirrt: ohne Vorwarnung öffnete Herrli den Korb und Flauli packte mich in den Transportkorb. Da saß ich also drinnen und begann von Herzen zu jammern. Aber es nützte nichts, ich wurde getragen und dann in einem nach Benzin stinkenden Kasten in meinem Korb neben Flauli gestellt und trotz meines Jammerns bewegte sich der Kasten mit Flauli und mit mir hin und her, nach rechts und nach links. Kurz, ich wurde recht durchgebeutelt. Am Ende holten sie meinen Korb aus dem Kasten und brachten mich zu einer Frau Nechwatal, die mich aus dem Korb heraushob - vor lauter Angst vergaß ich ganz, sie gebührend zu beißen, ja, ich jammerte nicht einmal, machte mich bloß ganz klein - und in einen Käfig stellte, dessen Gittertür sie verschloß. Da stand ich also, blickte durch das Gitter auf Herrli und Flauli, die anscheinend bedrückt den Raum mit den Käfigen verließen und mich nicht mehr anblickten.

Mein Kasten war leer und klein und kein Vergleich mit meinem Revier zuhause und durch die Gittertür konnte ich andere Kästen sehen, die gegenüber aufgestapelt waren und in denen je eine andere Katze saß und mich befremdet anblickte. Ich beschloß, sie alle zu ignorieren und sie taten auch so. Aber, daß neben mir und über mir und unter mir ebenfalls Katzen untergebracht waren, das konnte ich hören. So waren wir also an die vierzig Katzen in einem Raum und keine hatte Kontakt mit einer anderen, an keine konnte man sich anlehnen, keine pflegte einem das Fell, mit keiner wollte ich reden. Diese Frau kam und brachte Futter und Wasser, das muß man ihr lassen, und sie streichelte mich auch am Morgen, wenn sie mein Klo gereinigt hatte und wenn sie an uns Katzen vorbeiging, redete sie freundlich auf uns ein,

doch ach, ich erkannte den Ton von falscher Freundlichkeit in ihrer Stimme: sie liebte mich nicht wirklich, sie wollte uns bloß bei Laune halten.

Das Schlimmste aber war, daß ich nicht wußte, ob und wann die beiden Großen mich wieder abholen würden; sie hatten zwar so getan, als wäre es nicht für lange, daß ich in diesem Käfig untergebracht würde, aber mir war jeder Tag zuviel. Vor Aufregung konnte ich nicht einmal schlafen und das Essen schmeckte mir nicht. Meine Freude, als ich Herrlis Stimme draußen vor der Tür hörte, kann ich gar nicht beschreiben. Die Frau packte mich wieder in den Korb und trug mich vor die Tür, wo Herrli mit weißem Gesicht stand und meinte: "Wie Sie das aushalten können!" Und wahrhaft, sogar mir war es aufgefallen: in dem kleinen Raum hatte es trotz des offenen Fensters gewaltig nach uns Katzen gerochen.

Als er mich in seinen fahrbaren Kasten packte, war mir klar, daß die Zeit unserer Trennung vorbei war und als ich im Revier aus dem Korb gelassen wurde und es erforschte, merkte ich, daß sich nichts verändert hatte. Herrli redete freundlich auf mich ein, doch ich hatte schon auf der Heimfahrt beschlossen, ein wenig beleidigt zu sein, und so gerne ich mich ihm auch auf den Schoß geworfen hätte, ich setzte mich hinter die Zimmertür und schmollte. Und gut hatte ich damit getan, denn Herrli legte sich zu mir auf den Boden und kraulte mich und das tat mir unsäglich gut. Als Flauli kam und mich ebenfalls liebte, lief mir vor Freude der Speichel aus dem Mund: eine Unart, die mir immer wieder passiert, wenn ich mich sehr freue oder sehr zufrieden bin.

Mit der Zeit wuchs in mir die Gewissheit, daß sie mich nie mehr zu dieser Frau geben würden und wahr ist, sie haben es bis heute auch wirklich nicht mehr getan.

So ging denn dieser erste Sommer zu Ende, so wie dieser dritte Sommer bei ihnen in meinem jetzigen Revier zu Ende geht und ich bin nach wie vor glücklich.

Freilich, Herrli und Flauli könnten öfters im Revier sein und mir Gesellschaft leisten, denn ohne sie ist es ein wenig fade. Doch wahrscheinlich tun sie sich mit der Jagd schwer, denn Herrli hat in der letzten Zeit stark abgenommen und Flauli ist ohnehin immer mager gewesen. Aber für mich haben sie immer genug Beute mitgebracht und ich bin ihnen dankbar. Ich lasse ihnen das natürlich nicht merken, aber es ist wahr.



Mit mir sind sie auch sehr zufrieden. Herrli sagt immer, er würde mich nicht hergeben, auch wenn ich ihn gelegentlich kratze (beim Spielen) oder die Zeitung zerbeiße.

Ich habe nämlich gelernt, ihre Sprache zu verstehen, ich bin ja schließlich kein Dummwasti, wie er mich gelegentlich nennt.

Umgekehrt ist es leider nicht so; die zwei Großen wollen und wollen nicht verstehen, was ich ihnen sagen möchte. Ein bisschen was verstehen sie schon, Herrli grüßt immer sehr freundlich auf kätzisch, wenn er heimkommt und ich weiß das zu schätzen. Aber so für die komplexeren Dinge sind sie, glaube ich, einfach zu dumm, und so muss ich nach wie vor schmeicheln und Köpfchen reiben und schnurren wie eine Wilde, damit sie verstehen, was ich ihnen immer wieder sagen möchte:

Ach Herrli: Ich liebe Dich (Flauli natürlich auch).

## 11. KAPITEL

Im Juni 2004 bin ich 15 Jahre alt geworden.

Nach wie vor habe ich es gut. Wir sind schon vor Jahren in ein neues Revier umgezogen, kleiner als das alte, aber viel besser. Kalt ist es hier nie, im Winter ist in jedem Zimmer ein warmer Heizkörper, es gibt eine Menge Polster, die genau dort liegen, wo ich sie haben möchte. So kann ich von ihnen aus bequem das Revier überblicken oder durchs Fenster in die Welt draußen sehen und merke ohne viel Mühe und Anstrengung, was dort so vorgeht. Auch eine Loggia haben wir, dort gibt es auch einen weichen Polster, auf dem ich den halben Sommer über liege - am Vormittag vor allem, denn da ist die Loggia noch im Schatten. Am Nachmittag gehe ich bloß hinaus, um Herrli einen Katzenkuss zu geben, dann und wann, damit er nicht vergisst, daß ich ihn bei mir leben lasse.

In der letzten Zeit ist er viel mehr daheim als früher. Früher war ich mir den ganzen lieben langen Tag mir selbst überlassen - das war ein wenig fade. Heute geht er stundenweise aus dem Revier, auf die Jagd nach Beute offenbar, denn immer bringt er Säckchen und Pakete mit, aus denen er dann isst. Lange hat es gedauert, aber schließlich habe ich es mit beharrlichem Betteln ja doch erreicht: von jedem Stückchen Fleisch, das er verzehrt, bekomme ich auch ein kleines Stück. Bei ihm nützt das Essen nicht viel, er ist noch immer mager. Mir hingegen schlägt das Essen an. Er sagt, ich sei eine dicke Wurst geworden; ich halte mich zwar nicht gerade für eine Wurst, aber daß ich zugenommen habe, lässt sich nicht leugnen.

Flauli kommt hingegen seltener als früher und wenn sie da ist, vergessen mich die beiden und reden nicht mit mir. Da ziehe ich mich dann in einen dunklen Winkel hinter dem so genannten Computertisch zurück und grolle. Selten kann ich freilich Flauli widerstehen, wenn sie schließlich doch zu meinem Platz kommt und mich mit Leckerbissen lockt, bis ich hervorkomme. Regelmäßig nimmt sie mich dann in die Arme und trägt mich im Revier umher, bis ich vor Freude zu schnurren anfangen.

Nicht alles ist freilich so, wie es sein könnte:

Mein Alter spüre ich, leider. Ich höre nicht mehr so gut, sehe auch nicht mehr wie früher. Beim Springen knackt es in meinen Gelenken und manchmal tut es mir überall weh. Gelegentlich hinke ich. Und faul bin ich geworden, döse viel vor mich hin und denke manchmal an den Tod. Nicht daß ich sterben möchte, nein, das nicht, aber irgendwann einmal sterben wir doch alle, oder?

Wie meine Mutter mir erzählte (in meiner Jugend, als ich mit ihr und meinen beiden Geschwistern noch eine alte Frau bei uns wohnen ließen, lang ist es freilich her, aber ich erinnere mich aber dennoch sehr genau), überqueren wir Katzen, wenn wir sterben, auf einem Regenbogen einen breiten Fluß und kommen in den für uns Katzen bestimmten Teil des Himmels. Der ist dort, wo der Regenbogen am anderen Ufer den Erdboden berührt, gleich neben dem Himmel für die Menschen.

Milch und Honig fließen dort im Katzenhimmel. Mäuse gibt es und Vögel, die wir fangen können. Auch wenn wir ausnahmsweise gar nichts fangen, weil wir zu ungeschickt sind oder keinen guten Tag haben, es gibt auch anderes Essen genug. Am besten ist, wir werden dort wieder jung und gesund, alle unsere Gebrechen, alle unsere Verletzungen verschwinden. Immer ist dort Frühling, scheint warm die Sonne auf unseren Pelz, aber niemals heiß. Im süßen Gras liegen wir dort, ganz friedlich, wenn wir müde sind vom Spielen und Toben, und ein Tag ist so schön wie der andere.

Die Nächte sind sternklar und wir sitzen still und stumm und verfolgen den Lauf der Sterne am Firmament, bis sich im Osten der Himmel rötet und ein neuer schöner Tag beginnt.

Eines bloß vergällt uns Katzen unser Glück: die Menschen fehlen uns, die Menschen, die uns auf Erden im Leben ebenso geliebt haben wie wir sie.

Wenn ich indessen viel Glück habe, dann wird es mir eines schönen Tages so ergehen, wie es schon manch anderer Katze ergangen ist:

Ich werde einhalten bei meinem Treiben, drehe die Ohren in den leichten Wind und horche. Meine Nase schnuppert den süßen und vertrauten Duft. Mit kugelrund aufgerissenen Augen stürme ich dann auf der Regenbogenbrücke über den breiten Fluß zurück auf das andere Ufer, an dem mein Großer, mein Mensch, mein Herrli, auf mich wartet, weil er mich auch im Tod nicht vergessen hat und seine Liebe zu mir nicht erkaltet ist, so wenig wie die meine für ihn.

Dann, dann wird er mich aufheben und in seine Arme nehmen, ich weiß es. Tausend Katzenküsse geb' ich ihm dann und rasend schlägt mein Herz vor Glück.

Nach langer Zeit werde ich ihm zu schwer in seinen Armen, er setzt mich auf den Boden, aber das macht mir nichts.

Denn ich weiß, gemeinsam werden wir den Himmel der Menschen betreten, er und seine Katze Schnurr.

Dort werden wir auf immer beieinander sein, denn Gott in seiner Gnade wird uns nicht mehr voneinander trennen, mein Herrli und mich. Und dort - vielleicht - werden wir auch Flauli treffen und unser Glück wird nicht mehr zu übertreffen sein.

Ich habe ihn übrigens beauftragt, meine Memoiren zu Ende zu schreiben, wenn ich nicht mehr dazu im Stand sein sollte. Ich bin sicher, er wird es tun; ich kann ihm vertrauen.

Mein Leben lang habe ich ihm vertraut. Es war schön.

*Schnurrli Lausch, gestorben 10. Oktober 2008*

## NACHWORT

Ende September 1989 ist mir während einer Dienstreise nach Zell an der Pram im dortigen Landesbildungszentrum eine kleine Katze zugelaufen.

Als Morgenmensch wollte ich früh schon einen Spaziergang machen. Auf dem Gang vor den Zimmern lief eine kleine, erst halb erwachsene Katze auf mich zu, jämmerlich maunzend. Ich setzte mich in einen Fauteuil in der Sitzecke auf dem Gang, sie kletterte mir auf den Schoß und schleckte mir die Finger. Man sagte mir später, das sei eine Unterwerfungsgeste bei Katzen, aber das war es wohl nicht, eher das Bedürfnis nach Mineralien aus dem Handschweiß.

In den folgenden Tagen sah ich die kleine Katze immer wieder; sie schien herrenlos, niemand vom Personal wollte sie im Haus haben, aber sie war, wie Katzen so sein können, beharrlich. Sie maunzte jeden an, der stehenblieb. Nicht alle taten das, ich schon und jedes Mal kletterte sie in meinen Schoß, rollte sich zusammen, nachdem sie mir die Finger geschleckt hatte, und schnurrte laut.

So reifte in mir der Entschluß, sie mit mir nach Haus zu nehmen. Ich besorgte im örtlichen Supermarkt eine leere Bananenschachtel, die man mir - man höre und staune - nicht gratis überließ, sondern für die man nach heutigem Geld 10 Cent verlangte. So kaufte ich einige wenige Dosen Katzenfutter, das Nötigste eben, denn diese Geldgierigen wollte ich möglichst wenig verdienen lassen.

Am letzten Tag saß die kleine Katze im Regen auf dem Parkplatz vor dem Heim unter einem Auto und jammerte gewaltig. So trug ich die kleine Katze zu mir ins Zimmer, wo sie sich in der Wärme wohlig auf meinem Bett zusammenrollte und nicht mehr wegbewegte, auch dann nicht, als ich unter die Bettdecke kroch.

Am Morgen wurde sie gefüttert, in die Schachtel verpackt und ich machte mich auf die Heimreise. Das wurde eine ungemütliche Reise, denn unverzüglich versuchte das Kätzchen aus der Schachtel zu entkommen. Erfolgreich war sie. Zuerst erschien eine kleine Pfote, dann lugte der Kopf aus der Schachtel, dann kroch die ganze Katze ins Freie. Da mußte ich zum ersten Mal anhalten und die Schachtel - ohne Katze - in den Kofferraum tragen. Die Katze hatte es sich inzwischen zwischen den Pedalen gemütlich gemacht und kletterte mir sogleich auf den Schoß, als ich starten wollte. Ich beförderte sie nicht ganz sanft auf den Beifahrersitz, von dem sie aufs Armaturenbrett hüpfte und durch die Speichen des Lenkrades auf meinen Schoß. Das war der zweite Aufenthalt. Da überlegte ich, ob ich sie gleich wieder aussetzen sollte, aber ich brachte es nicht übers Herz. Nach Zell an der Pram zurückfahren und sie dort aus dem Auto auf den Parkplatz setzen, wollte ich aber auch nicht.



Der langen Rede Sinn: Sie fuhr mit mir nach Hause, den Rest der Fahrt ganz maulerlich auf dem Beifahrersitz dösend. Damals konnte man in der Lassallestraße noch parken und ich trug von dort die Katze heim. Ein Mädchen, das die Treppe herunterkam, sperrte mir mit meinem Schlüssel die Wohnungstür auf (aus Angst, sie würde davonlaufen, wollte ich die Katze nicht loslassen) und ich setzte sie im Wohnzimmer auf den Teppich. Dort ließ ich sie sitzen, während ich mein Reisegepäck und das Katzenfutter holen ging.

Die Katze saß noch immer auf dem Teppich, als ich zurückkehrte, aber das ganze Zimmer stank nach Katzenscheiße. Den Teppich hatte sie als Wiese benützt und sich erleichtert. Fluchend und würgend putzte ich den Teppich sauber, im Nachhinein war ich freilich froh, daß sie den Teppich benützt hatte und nicht den hellen Sitzbezug im Auto.

Tja, wer eine Katze hat, muß mancherlei lernen: auch, daß man einer Katze Gelegenheit geben muß, sich zu erleichtern. Was vorne hineingeht, muss hinten wieder heraus, das hatte ich nicht bedacht.

Am Abend taufte Flauli und ich die kleine Katze auf Schnurrli, weil sie vor Behagen, jetzt im warmen Zimmer sitzen zu können und einen Becher Katzenfutter nach dem anderen zu fressen, ununterbrochen laut schnurrte. Ach ja, selbstverständlich verfielen wir unverzüglich in die Idiotensprache, die sich Menschen ausdenken, wenn sie mit Tieren reden wollen. Ich wurde zum Herrli, sie zum Flauli und die Katze war die Schnurrli.

So begann mein Zusammenleben mit der Katze Schnurrli L.

Woher das L. kommt? Daher: ein einziges Mal gab ich für die Zeit des Urlaubs meine Katze in eine Katzenpension. Das klingt recht gut, war aber in Wahrheit ein Zimmer, in dem an der Wand in mehreren Reihen übereinander Käfige aus Drahtgeflecht standen, in denen je eine Katze samt Katzenklo und Freßnapf ihre Tage verbrachte. Die Reise gebucht, was blieb mir übrig, als mit schlechtem Gewissen die Katze dort unterzubringen? Nach ein paar Tagen rief ich in der Katzenpension an, fragte, wie es dem Schnurrli gehe. Der Herr des Hauses, ein echter Wiener, wußte gar nichts, die Pension betreibe seine Frau, die ja auch im Fernsehen auftrete, nicht er. Aber er werde sie fragen. So rief er seiner Gattin zu: "Do is ana, der wü wissn, wias dem Lausch Schnurrli ged", was Wienerisch ist und so viel bedeutet, es erkundige sich jemand nach dem Befinden einer Katze namens Lausch Schnurrli.

\* \* \*

Nie hätte ich erwartet, daß Katzen heutzutage bei richtiger Pflege und dem richtigen Futter sehr langlebig sein können und nicht wenige auch 20 Jahre alt werden.

Schnurrli war sozusagen aus gesundem Holz geschnitzt. Sie hielt über 19 Jahre durch bei mir. Der Tierarzt meinte beim ersten Besuch bei ihm, sie sei etwa 4 Monate alt, sie muß demnach im Juni 1989 geboren worden sein.

Als sie etwa ein halbes Jahr alt war, wurde sie zum ersten Mal rollig. Das war - für ahnungslose Katzenhalter wie ich einer war - eher komisch. Sie saß im Vorzimmer und jaulte jämmerlich. Kam ich sie trösten, streckte sie mir ihr Hinterteil entgegen und legte den Schwanz auf die Seite. Also erhielt sie vom Tierarzt erstmals eine Art Antibabypille, wie er das nannte, die die Rolligkeit beendete. Danach wurde sie kastriert. Am Morgen brachte ich sie hin, am Abend holte ich sie, den Bauch verbunden und noch im Narkoseschlaf. Ich stellte den Korb samt Katze in ein Zimmer, setzte mich ins Nachbarzimmer und ließ sie in Ruhe. Nach einiger Zeit hörte ich eine Art Schleifgeräusch: die Katze Schnurrli, die ich von da als der Schnurrli bezeichnete (eigentlich hätte ich ja sagen müssen: das Schnurrli), kroch auf dem Bauch zu mir ins Zimmer. Das schaffte sie in mehreren Etappen bis zur Zimmertür, dort blieb sie liegen und schlief nochmals ein. Nach einer Stunde oder so rappelte sie sich auf und kam mit unsicherem Gang ins Zimmer, mehrmals umfallend, bis ich sie auf einen Polster legte und zu meinem Platz trug. Am Abend fraß sie dann schon eine ganze Schale Fertigfutter und von da an ging es wieder aufwärts.

Einmal fiel sie aus dem Fenster und brauchte eine Gipsmanschette um den gebrochenen Vorderfuß, einmal entzündete sich eine Zitze und sie wurde mit antibiotischer Salbe behandelt, regelmäßig wurde sie geimpft, Zahnstein wurde entfernt und im Alter wurden ihr einige Male vom Tierarzt die Krallen beschnitten. In den letzten paar Jahren unterblieben Impfungen und Krallenschneiden, denn das Tier verwandelte sich beim Tierarzt in einen knurrenden und fauchende kleinen Tiger, der um sich biss und kratzte. Statt dessen bekamen wir Beruhigungstabletten, die wir der Katze vor dem nächsten Besuch geben sollten. Aber wie, wenn ihr diese Pillen bitter schmeckten und sie sie ausspuckte?

\* \* \*

Im letzten Jahr, als sie 18 Jahre alt wurde, fraß sie nicht mehr viel, schlief viel und lange und war anscheinend taub. Jedenfalls konnten ihr weder Blitz und Donner noch das Geknatter der Raketen zu Sylvester die Ruhe rauben - einige Jahre vorher noch hatte sie sich in den hintersten Winkel verkrochen, aus dem sie nur fallweise herauskam, scheinbar um nachzusehen, ob ich und Flauli noch vorhanden seien. Waren wir, daher verschwand sie wieder. Am Neujahrstag war sie dann wieder normal und wanderte wie immer durch die Wohnung.

Ihr Ende kam nicht unerwartet, aber dennoch schnell: Ende September lag sie eines Tages hechelnd und angestrengt Luft holend auf ihrem Platz, Anfang Oktober stellte sie das Fressen ein. Mehr noch, die große Plaudertasche gab keinen Ton mehr von sich: mein Schnurrli, der jedes Mal, wenn er mich erblickte oder an mir vorbeiging, Diverses in der Katzensprache vor sich hin sagte, war verstummt.

Als ich den Schnurrli am 10. Oktober 2008, morgens, auf dem Computertisch dort vorfand, wo sie sich am Abend vorher hingeworfen hatte (auch in der Nacht hatte sie sich, wie ich mehrfach bei Kontrollen feststellte, nicht fortbewegt) brachte ich sie zum Tierarzt. Sie, die Kämpferin, ließ sich widerstandslos in den Transportkorb heben und versuchte auch nicht, aus diesem zu entkommen, habe ich mir spätestens von diesem Moment an keine Hoffnungen mehr gemacht.

Am 10. Oktober 2008 entschloß ich mich, mit ihr zum Tierarzt zu gehen. Warum erst jetzt? Weil sie sich bei den letzten Besuchen in eine Art Zimmertiger verwandelt hatte, der nicht angefaßt, geschweige denn untersucht werden konnte. Als ich sie vom Computertisch aufnahm, leistete sie keinen Widerstand; die große Kämpferin hatte das Kämpfen aufgegeben. Beim Tierarzt mußten wir noch 2 Stunden warten, Schnurrli lag im Korb und bewegte sich nur ein- oder zweimal.

Als der Tierarzt sie - ohne Widerstand - aus dem Transportkorb entnahm, riss sie die Augen auf: einmal noch, ein letztes Mal, war sie der Schnurrli, wie ich ihn kannte, aber auch jetzt wehrte sie sich nicht. Der Tierarzt, zu dem ich volles Vertrauen habe, konstatierte einen Schlaganfall – das gibt es auch bei Katzen, überwiegend aber nur bei sehr alten Tieren, wie die Katze Schnurrli eines war.

Ohne Gegenwehr ließ sie sich eine Pfote rasieren: ich hielt ihren Kopf und ich denke, sie gab mir noch einen letzten Katzenkuss: mit ihrer Zunge berührte sie meine Finger. Gegen die Betäubungsspritze wehrte sie sich nicht und die eigentliche Giftspritze, die ihr Herz stillstehen ließ, hat sie laut Tierarzt gar nicht mehr gespürt, weil sie da schon bewußtlos war. Ihr Kopf ruhte ganz ruhig in meiner Hand, als ihr Herz stehenblieb. Da war es Freitag, 10. Oktobert 2008, 12 Uhr mittags.

Das war das Leben des Schnurrli Lausch und sein Tod.

Während der Tierarzt tröstende Worte sprach - er muß mir wohl angesehen haben, daß es mir nicht leicht fiel, vom Schnurrli Abschied zu nehmen, streichelte ich die tote Katze. Ich weiß nicht, ob sie da noch etwas spürte: später erst fiel mir ein, daß die Tötungsspritze ja nur das Herz still stehen lässt, das Gehirn aber, solange der Sauerstoff ausreicht, wahrscheinlich noch weiterarbeitet und das Tier - vielleicht - noch etwas wahrnimmt, auch wenn es gelähmt ist und sich nicht rühren kann. Da hätte ich sie dann gerne noch länger gestreichelt, bis die Gehirnfunktionen erloschen und mein Schnurrli sich auf den Weg machte in den Katzenhimmel.

Aber da war es zu spät, da hatte ich sie, auf dem Stahl Tisch liegend, bereits verlassen und die weitere Vorgangsweise besprochen: Der Tierarzt würde sie im Kühlschrank aufbewahren, am Montag würde sie dann abgeholt und wahrscheinlich noch am Montag, spätestens am Dienstag, verbrannt werden.

Ob mir der Tod meiner Katze nahe ging? Ja.

Lebt man mit einer Katze fast 20 Jahre zusammen, so gewöhnt man sich an das Tier. Es wird zu einem Teil des eigenen Lebens. Man soll Tiere nicht vermenschlichen, aber sie passen sich einem an und umgekehrt passt man sich den Bedürfnissen des

Tieres an. Dafür zeigen Katzen ein Verhalten, das man leicht als Zuneigung mißverstehen kann. Ich habe immer gedacht, als Gegenleistung für diese Zuneigung trägt man Verantwortung. Weil ja die Katze auf mich angewiesen ist, bin ich für sie gleichsam GOTT. Unvorhersehbar, unbeeinflussbar in seinen unverständlichen Entscheidungen, manchmal lobend, manchmal strafend. Eine Freundin, eine Geliebte, eine Frau, die es mit mir nicht aushält, wird mich verlassen, die Katze, auch wenn sie es wollte, kann es nicht. So ist es.

Ich weiß, ein Tier ist nichts als ein Tier, man soll Tiere nicht vermenschlichen. Sie lieben einem nicht, wie ein Mensch einen anderen liebt. Als Mensch soll man Tiere nicht lieben als seien sie - beinahe – ein Mensch. Alles am Verhalten einer Katze, was Menschen gerne als Beweis der Liebe nehmen, erklären Tierpsychologen mit durch Instinkt gelenktem kindlichem Verhalten einer Katze zu ihrer Katzenmutter. In uns, den <Großen> sieht die Hauskatze, die ihr kindliches Verhalten beibehält, ihre Mutter. So behandelt sie uns auch. <Liebe> ist das nicht.

Dennoch: in den fast 20 Jahren, während der die Katze Schnurrli bei mir lebte, ist sie Teil meines Lebens geworden. Nun ist sie fort, im Katzenhimmel oder sonst wo. Sie wird mir fehlen. Mein Leben ist ein wenig ärmer geworden.

Es ist in Wahrheit nicht so viel anders als bei Männern und Frauen, scheint mir: als Mann lernt man immer wieder andere, neue Frauen kennen, aber keine kann die ersetzen, die man einst verloren hat, denn keine ist wie jene. Und umgekehrt. Damit muß man sich abfinden, so ist das Leben.

Und weil man für seine Katze gleichsam GOTT ist, übernimmt der Mensch, der sich eine Katze zulegt, eben ein hohes Maß an Verantwortung: eines Tages legt man Rechenschaft ab vor seinem Gewissen. Irgendwann wird einem das bewußt. Danach handelt man. Deshalb habe ich, so denke ich, von meiner Katze Schnurrli viel gelernt.

Dafür bin ich ihr dankbar, und für vieles andere auch.

Peter Lausch

(Der <Große> aus ihrer Lebensgeschichte)